**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz
**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz
**Band:** 78 (1969)
**Heft:** 1

**Artikel:** Eine fremde Welt
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-974334

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Eine fremde Welt

*Sizilien — ein Jahr nach der Katastrophe*

Homer nannte Sizilien die Insel des Sonnengottes. Fürst Lampedusa, Verfasser des berühmten Romans «Der Leopard» und selbst Sizilianer, sprach von der «Landschaft, die keine Mitte kennt zwischen üppiger Weiche und vermaledeiter Wüste». Der deutsche Diplomat und Schriftsteller Schneegans sang das verlockende Loblied: «Wenn Du jemals von einem Land geträumt hast, in dem mitten im Winter die Berge von Blumen übersäet sind, wo es möglich ist, für den Weihnachtsbaum Rosengewinde zu flechten, von einem Land, das einem Fabelreich gleich über steilen Ufern in den Himmel ragt; wo von Burgen gekrönte Terrassen von tiefen, stummen, finsteren Abgründen unterbrochen werden, wo majestätische normannische Klöster inmitten des grünen Azurs der Olivenbäume stehen; wo sarazenische Kuppeln über mondbeglänzten Städten auftauchen . . ., dann geh nach Sizilien: dort kannst Du den Pulsschlag der Welt deutlicher spüren als anderswo.» Für den heutigen Besucher mischt sich in jede noch so schönklingende Beschreibung der Eindruck, dass Sizilien eine von zahlreichen Schicksalsschlägen heimgesuchte Insel ist.

Stichworte genügen, um dieser Feststellung Gewicht zu verleihen; zahlreiche Epidemien und Naturkatastrophen der neueren Zeit sind unvergessen geblieben: so die Pest, bei der im Jahre 1743 allein in Messina 40 000 Menschen ums Leben kamen; die Erdbeben von 1783 und 1894, dazwischen im Jahre 1854 die Choleraepidemie, die vor allem Messina heimsuchte. Als am 28. Dezember 1908 einige Sekunden lang die Erde bebte, mussten nahezu hunderttausend Menschen ihr Leben lassen, davon allein 60 000 in der fast völlig zerstörten Stadt Messina.

Trotz Siechenlager und Ruinen ging das Leben weiter, nahm auch nach dem Erdbeben vom 15. Januar 1968 einen neuen Anfang: selbstverständlich und hoffnungslos, mit jener Gleichgültigkeit, die da nimmt, was kommt, ohne zu fragen und ohne zu kämpfen für eine bessere Zukunft. Gewiss, man ist unzufrieden im täglichen primitiven Einerlei, doch man scheut die Anstrengungen, derer es bedarf, um die materielle Lage zu verbessern. Auch hier gilt in mancherlei Hinsicht, was Fürst Lampedusa in seinem Roman über den Charakter seiner Landsleute sagte: «Den Schlaf, lieber Chevalley, den Schlaf wollen die Sizilianer, und sie werden immer den hassen, der sie wecken will, brächte er ihnen auch die schönsten Geschenke . . . Alle Offenbarungen des sizilianischen Wesens kommen aus krankhafter Träumerei, auch die heftigsten: unsere Sinnlichkeit ist Sehnsucht nach Vergessen, unsere Flintenschüsse und Messerstiche Sehnsucht nach Tod; eine Sehnsucht nach wollüstiger Unbeweglichkeit — das heisst: wieder nach Tod — sind unsere Trägheit und auch unsere Eisgetränke, unsere grüblerische Art richtet sich auf das Nichts, als wollten wir damit die Rätsel des Nirwana lösen.»

Darf, wer nur wenige Tage auf der Insel weilte, sich ein Urteil anmassen über Wesen und Leben der Sizilianer? Man wird die Frage verneinen, wenn der Aufenthalt sich in den engen Grenzen des Tourismus abspielt, das heisst inmitten von wohliger und luxuriöser Hotelbequemlichkeit, wobei die Tage ausgefüllt sind mit geniesserischem Nichtstun und der Betrachtung berühmter Sehenswürdigkeiten. Wer jedoch die vielbereisten Gegenden meidet und jene Orte aufsucht, in denen die Fremden noch nicht zum Bilde des täglichen Lebens gehören und wo die Sizilianer sich ungezwungen geben, ohne darauf bedacht zu sein, dem Besucher nur die untadelige Fassade zu zeigen, gewinnt Eindrücke, die über das Flüchtige des Augenblicks, des Zufalls, hinaus gültig sind, gelangt zu Erkenntnissen, die — von der Subjektivität eines jeden Urteils abgesehen — das Wort nicht zu scheuen brauchen. Und dann eben muss man dem Fürsten Lampedusa recht geben, muss sich auf die Seite von Danilo Dolci stellen, der so leidenschaftlich für ein besseres Sizilien kämpft, für ein Sizilien, das kraft einer verständnisvollen und klug gelenkten Erziehung den Weg aus Armut und Elend heraus findet. Es ist der Weg, der aus Gleichgültigkeit zu zielstrebiger Tatkraft führt.

*Augenschein im Erdbebengebiet*

Es war alles andere als eitel Vergnügen, die Ruinen zu besuchen, die das Erdbeben in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar 1968 zurückgelassen hat. 250 Tote, mehr als 500 Verletzte und etwa 40 000 Obdachlose — das war die traurige Bilanz und zugleich eine schwere Hypothek für die kommenden Monate und Jahre. Gibellina, Salaparuta, Montevago, Santa Margherita Belice, einst sonnige Ortschaften im westlichen Sizilien, sind heute nur noch Namen auf der Landkarte. Nicht ein einziges Haus bietet mehr Obdach. Schutt und Trümmer ist alles, was geblieben ist. Heute gräbt niemand mehr nach vielleicht verschonten Habseligkeiten. Es gräbt niemand, um den Schutt beiseite zu schaffen und Zerstörtes wieder aufzubauen. Nur die Strassen sind notdürftig vom Gerümpel gesäubert. Hin und wieder fährt ein Auto durch die aus-



*Fortsetzung Seite 21*

*Fortsetzung von Seite 12*
gestorbenen Ortschaften, an deren Eingang noch — welche Ironie des Schickals! — die Namenstafel steht, ein letztes Zeichen einstigen Lebens. Auch ziehen am Abend die Schafherden über die schmalen Strassen inmitten der Trümmer. Am Brunnen, dessen Wasser wie eh und je sprudelt, machen die Tiere Halt und kühlen mit erfrischendem Nass die vom Staub des Weges ausgetrockneten Kehlen. Niemand, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich die Trostlosigkeit ausmalen, die von den Trümmerfeldern ausgeht. Halbzerrissene Schilder hier und dort bilden die einzige Orientierung. Es mutet gespenstisch an, wenn aus den verstaubten, steinernen Ruinen eine Tafel mit der Aufschrift «Spital» oder «Bar» herausragt, wenn ein zerfetztes Rechenheft am Boden liegt, in dem man noch deutlich Zahlenreihen und Aufgaben lesen kann.
Das Bild ist heute, da sich der Jahrestag der Erdbebenkatastrophe nähert, genauso verwahrlost und bedrückend wie unmittelbar nach dem Unglück. Nicht überall fand man Zeit, die Toten zu begraben, erklärt der Pfarrer von Santa Ninfa, einer zu neunzig Prozent zerstörten kleinen Stadt. Sie ruhen immer noch unter den Trümmern. Doch die Hitze hat ihre Leiber längst zerfressen. In Santa Ninfa gibt es noch Häuser, die von aussen kaum beschädigt ausschauen. Doch der Schein trügt. Die rote Markierung an der Häuserfront allein bietet Aufschluss: das Kreuz bedeutet völlige Zerstörung, das Dreieck ist Zeichen dafür, dass ein Wiederaufbau in Betracht gezogen wird, und der Kreis bescheinigt, dass das Haus trotz Schäden bewohnbar ist. Selten genug trifft man jedoch auf ein Haus mit einem roten Kreis. Auch in Santa Ninfa gibt es ganze Strassenzüge, die wie ein Kartenhaus zusammengestürzt sind. Manches, was für den flüchtigen Betrachter noch stabil genug aussieht, um Fusstritten standzuhalten, stürzt bei der geringsten Berührung zusammen. Betreten ist nur auf eigene Gefahr gestattet, und wer wollte schon sein Leben riskieren!

Der Pfarrer von einer der sechs Kirchen in der Gemeinde Santa Ninfa hat es gewagt: Tag für Tag ist er mit ein paar Freiwilligen in den Trümmern seiner Kirche herumgekrochen, monatelang, um zu bergen, was einstmals das Gotteshaus zierte. In einem baufälligen, zerstörten Raum sind nun die Schätze zusammengetragen: Barockengel, deren Glieder und Goldputz Schaden gelitten haben, ein kostbares Kruzifix, Madonnen, deren Ueberreste noch von ehemaliger Schönheit zeugen, Fetzen von Priestergewändern und Gebetbüchern.

Die anderen Kirchen von Santa Ninfa? Sie sind ebenfalls zerstört, wenn auch ihre Mauern noch stehen. Oben im Gebälk nisten nun die Tauben und flattern aufgeregt hin und her, wenn jemand — es kommt selten genug vor — das Gotteshaus betritt, das als solches nun nicht mehr in Gebrauch steht. Die Messe wird in einem Zelt gelesen, dessen einziger Schmuck ein Kruzifix und ein paar Blumen sind, auf behelfsmässig errichtetem Altar. Es steht einige Kilometer entfernt inmitten einer Zeltstadt; denn das gibt es heute immer noch, viele Monate nach der Katastrophe: Leute, die in Zelten hausen. Am seltsamsten aber muten den von Norden kommenden Besucher die Fernsehantennen an, die er auf manchen Zelten erblickt. Weder Licht noch Wasser erleichtern das Leben unter dem Stoffdach; also lässt sich auch das Fernsehgerät, das Fenster zur weiten Welt, nicht benutzen. Der Nachbar auf dem engen Raum, da das Leben sich noch distanzloser abspielt, als es sonst der Fall ist, soll aber sehen, dass der erste Schritt aus der Armut heraus getan ist: erste Anschaffung, lang bevor man an Möbel und lebensnotwendige Dinge dachte, war der Fernsehapparat und die prächtig in reichen Flitter gekleidete Puppe, die nun in allem Prunk, für den Eintretenden sofort sichtbar, auf der Lagerstätte sitzt, das Flittergewand kunstvoll nach allen Seiten hin ausgebreitet. In vielen Zelten und Baracken sieht man diese so nutzlosen, beinahe luxuriösen Gegenstände. Darf man solch eitles Zur-Schau-Stellen verurteilen? Man sollte versuchen, es zu verstehen, aus der so gänzlich anderen Mentalität und Lebensart heraus, die sich an Tand und Flitter mehr freuen kann als an jenen rein nützlichen Dingen, ohne die für uns ein Leben undenkbar wäre. Man kann nicht überall mit dem gleichen Mass messen!
Die meisten der Obdachlosen sind heute in Baracken untergebracht, Von weitem bieten die nahe den zerstörten Ortschaften errichteten Barackenstädte ein freundliches, helles Bild. Zum Teil sind es getünchte Holzhäuser, die fast ein wenig an Ferienhäuschen erinnern, zum Teil sind es graue, nüchterne Wellblechschuppen. Manche Familie mag in diesen provisorischen Unterkünften besser wohnen als ehedem in den nun eingefallenen Steinhäusern von Gibellina, Salaparuta, Montevago und Santa Margherita Belice. Doch trotzdem nörgelt man und schimpft, missgönnt dem Nachbar, dass er vielleicht mehr Unterstützung erhalten hat, und fühlt sich benachteiligt. Auch das ist Sache des Temperaments!
Diesen Sizilianern hat das Rote Kreuz geholfen, hat dank den Spenden der Bevölkerung helfen können. Vielleicht überkommt manchen, der diese Zeilen liest, nachträglich

ein Gefühl der Reue und Bitterkeit ob der einst so spontan eingezahlten Spende. Doch ein solches Gefühl ist unberechtigt, auch das darf man in aller Deutlichkeit sagen, denn die Leute sind arm, bitterarm, trotz allem! Nicht ein einziger Rappen von dem Betrag in Höhe von Fr. 1 370 000, den das Schweizerische Rote Kreuz am Schluss seiner Sammlung zugunsten der Erdbebenopfer in Sizilien verzeichnen konnte, war zu viel, nicht ein einziger Rappen wurde sinnlos ausgegeben.

Es erübrigt sich, in anschaulicher Breite auf die Hilfe einzugehen, die mit den Spendergeldern ermöglicht wurde. Zahlen allein sollen ausdrücken, was durch allzu viel Worte eher verschleiert als erklärt werden könnte. In der ersten Phase der Nothilfe, unmittelbar nach Bekanntwerden der Katastrophe sandte das Schweizerische Rote Kreuz auf Ersuchen der italienischen Schwestergesellschaft 4000 Wolldecken, 1000 Trainingsanzüge, Fleischkonserven und Säuglingsnährmittel sowie 100 Zelte nach Sizilien. Inmitten all der Not und des Chaos war es nur ein Tropfen auf den heissen Stein, doch auch von anderer Seite kam Hilfe, von zahlreichen Staaten, von Rotkreuzgesellschaften und von anderen humanitären Institutionen. Jede Hilfe bedarf einer gewissen Organisation, soll sie nicht das durch Katastrophen heraufbeschworene Chaos noch vergrössern, Organisation wiederum braucht Zeit und Ueberlegung. Auch daran muss der Helfende denken, müssen letztlich auch die Spender denken.
Wenn vor kurzem in verschiedenen Zeitungen Stimmen der Kritik laut wurden, die das Italienische Rote Kreuz eines «Skandals» bezichtigten, weil angeblich Kleiderspenden weiterverkauft wurden, so ist eine solche Berichterstattung ein einseitiges, voreingenommenes Urteil. Es gibt nämlich in unseren Landen — auch das sei in aller Offenheit gesagt — sogenannte «hochherzige» Spender, die glauben, ein Katastrophenort sei ein Schuttabladeplatz. Was aber lässt sich mit unbrauchbaren Kleidungsstücken, schmutzig und durchlöchert, ohne Knöpfe und Haken, besseres tun, als sie an Lumpensammler weiterzuverkaufen, um dann mit dem Erlös wahre Hilfe in die Wege zu leiten! Wahrscheinlich muss man selber einmal obdachlos sein, um das Beleidigende zu ermessen, das darin liegt, wenn man glaubt, wertloser Abfall sei für den Armen noch gut genug. Brauchbare und guterhaltene Kleidungsstücke sind natürlich niemals an Lumpensammler weiterverkauft worden, sie wurden selbstverständlich an die vorausbestimmten Empfänger geleitet. Für die Wiederaufbauhilfe blieben Fr. 1 000 000. Auch für die Verwendung dieses Geldes war der Wunsch der italienischen Rotkreuzgesellschaft wegleitend. Baracken und vorfabrizierte Häuser wurden von anderer Seite gespendet, schweizerischerseits zum Beispiel von der Caritas. Es fehlte jedoch die dringend notwendige Inneneinrichtung. Das Schweizerische Rote Kreuz stellte daraufhin 1000 Betten mit Inhalt, 1000 Tische, 6000 Stühle, 500 Küchenschränke und 7000 Küchengarnituren (Pfannen, Geschirr, Besteck) zur Verfügung. Um eine möglichst gerechte Verteilung der von der Schweiz aus nach Sizilien spedierten Möbel zu gewährleisten, musste zunächst der Grad der Bedürftigkeit abgeklärt werden. Bedürftig waren alle, darüber gab es keinen Zweifel. Vielleicht hatte jedoch der eine oder andere von Verwandten oder Bekannten bereits dieses oder jenes erhalten, was er zur Ausstattung seiner ärmlichen Behausung brauchte.
Mancher die Wohltat der Zivilisation gewohnte Besucher würde sich wundern, wenn er sähe, dass die vor wenigen Monaten erst bezogenen Baracken heute verschmutzt und unordentlich aussehen. Die Menschen in den Provinzen Trapani und Agrigento, in denen die von der Katastrophe betroffenen Ortschaften liegen, kennen es nicht anders. Die sengende Hitze lähmt die Tatkraft, abgesehen davon wäre pedantische Ordnung nicht Sizilianerart. Man muss sie nehmen, wie sie sind, diese Sizilianer, die unvermittelt aus stoischer Gleichgültigkeit herausbrechen können und ihren Redeschwall mit temperamentvollen Gesten begleiten. Nur selten vernahm man ein Wort des Dankes für jene Hilfeleistungen, mit denen man von allen Seiten die Teilnahme an ihrem unglücklichen Los bekundet hatte. Doch auch Wehklagen hörte man nicht, dazu wird das Leben zu gleichgültig angenommen.

Mag ein Wort von Eckart Peterich, wie es im dritten Band seines Führers durch Italien steht, Verständnis für Sizilien und seine Menschen wecken und manchen Unwillen begraben, mit dem man hier und dort die so andersgearteten Menschen straft: «In vielem sind sie für mich ein Geheimnis geblieben. Doch gerade dieses Geheimnisvolle und, wenn man will, Dunkle zieht mich an ihnen an. Sie haben oft Blicke, in denen alles Leid der Welt ist, und dennoch leuchtende Blicke, dunkle Sonnen. Man kann vieles an ihnen als mittelalterlich, ja als noch älter empfinden, doch das Zeitlose scheint mir noch stärker zu sein: etwas Steinhaftes, Mineralisches, doch reich an funkelnden Kristallen. Sie sind Griechen, Italiener, Afrikaner, aber vor allem Menschen, in denen zuviel Geschichte und damit zuviel Zeit aufgegangen ist, als dass sie Geschichte und Zeit noch ganz ernst nehmen. Sie ruhen im Dunkel — und leuchten doch.» ebh